

des öffentlichen Auftretens, die für Viele nicht vorstellbar ist. Arme reden nicht gern öffentlich, möglicherweise haben sie auch nicht die Vorstellung, etwas Interessantes zu sagen zu haben. Sie sagen ja nur, wie es ist, und das kann doch jeder selbst sehen. Warum sollte man das Offensichtliche erklären? In Gruppendiskussionen findet sich häufig zu Anfang schon ein resümierender Satz: „Wir haben eben kein Geld.“ oder „Wir sind eben schlecht dran. Was wollen Sie noch wissen?“ Solche Sätze haben das Potenzial, das anschließende Gespräch in Frage zu stellen, denn es ist alles gesagt: „Was ich mir wünsche? Einen Lottogewinn.“ Das ist doch banal – welche interessanten Ergebnisse erwartet hier die Sozialforscherin?

Armut ist kein Thema, über das es sich – aus Sicht der Betroffenen – zu reden lohnt, auch nicht aus eigenem Interesse. Was nützt es, wenn ich berichte, wie wenig Geld ich habe? Die Situation lässt sich nicht ändern, der Austausch bringt mir nur, was ich zu Genüge habe: die Bestätigung dafür, dass die Situation wirklich problematisch ist. Von einer nicht vorhandenen Hoffnung kann ich nicht sprechen. Eine unerreichbare Chance kann ich nicht herbeireden. Hier wird sichtbar, wie wenig Armut auf der kognitiven Ebene geteilt wird. Die Betroffenen wollen durchaus Kommunikation, gern mit anderen Betroffenen, denn hier fühlen sie sich nicht ausgeschlossen. Aber sie wollen sie höchstens zum Zwecke der Bestätigung, nicht zur inhaltlichen Auseinandersetzung mit den Verhältnissen. Eine solche schafft ihnen neue Herausforderungen – und gerade hieran haben sie keinen Bedarf.

3.2 DER BLICK IN DEN SPIEGEL UND DER UMGANG MIT DEM EIGENEN URTEIL

Die Sozialforscherin weiß natürlich um das typische Verhältnis der Armen zu Konsumgütern. Dass in einer Einrichtung für Sozialberatung das Handy häufiger klingelt als anderswo, ist erwartbar. Und doch: Dass die Kommunikation mit Frauen, die bereits sehr lange erwerbslos sind, fast alle alleinerziehend, verschuldet und erwerbslos, derart anders verläuft als in anderen Zusammenhängen, bietet dennoch eine große Herausforderung. Das Setting der Gruppendiskussion, in der man stillsitzen und einander ausreden lassen muss und zwischendurch nicht telefonieren sollte, ist für die Frauen unangenehm. In einem der Häuser der Jugend war es zunächst gar nicht möglich, eine Gruppe von Mädchen für die Diskussion zu gewinnen. Die ursprüngliche Dauer von

1 1/2 Stunden hatten wir bereits reduziert. Trotzdem konnten sich die Mädchen nicht vorstellen, so lange in einem Raum zu sitzen und zu reden.

Für die Erhebung sind solche Herausforderungen verhältnismäßig leicht zu meistern. Gute Absprachen, genügend Freiheiten und ein freundlicher Umgang miteinander machen es möglich, trotz kultureller Unterschiede Gespräche zu führen. Aber die Schwierigkeit bleibt: Wie kann es möglich sein, Ausgrenzung zu überwinden, trotz der „Übermacht der Umgangsformen“, die Menschen mit einer stärker intellektuellen Herangehensweise ausgebildet haben? Während etwa die meisten Veranstaltungen in einer Kirchengemeinde von Stillsitzen und Zuhören, manchmal von Gesprächen in „gepflegter“ Atmosphäre geprägt sind, stellt sich für sozial engagierte Menschen die Frage, wie ein Mehr an Begegnung und Austausch zwischen verschiedenen Gruppen der Gesellschaft in angemessenen Formen geschehen kann.

Eine weitere Herausforderung liegt im Umgang mit dem, was bereits an faktischer Ausgrenzung vorhanden ist. Die Interviewerin beschleicht beim Zuhören in der Gruppe der Frauen, die klagen, sie haben auf dem Arbeitsmarkt ja überhaupt keine Chance, das sichere Gefühl, sie selbst würde, hätte sie einen passenden Job zu vergeben, diesen Job keiner dieser Frauen geben wollen. Und sie spürt fast körperlich, was sie über die Logik der Ausgrenzung bereits weiß: Einen Job bekommt vor allem, wer daran glaubt, einen zu bekommen, und das auch ausstrahlt. Wer so redet (und auch so aussieht), als bräuchte man sich darum gar nicht mehr zu bemühen, wird es nicht schaffen. Ursache und Wirkung sind hier kaum noch zu unterscheiden.

Eine ähnliche Herausforderung, diesmal für eine Interviewerin mit der Sozialarbeit als beruflichem Hintergrund: Sie kennt die Situation gut, in der „keine Ruhe in die Gruppe kommt“, weil immer Handys klingeln und jemand aufspringt. Sie ist es gewöhnt, dass Menschen am Ende ihrer Kräfte sind, weil sie ihre Schulden nicht bezahlen und ihre Kinder nicht angemessen versorgen können, während um ihren Hals ein mp3-Player hängt. Aber für die Mitarbeit an dieser Studie hat sie die Rolle der Sozialarbeiterin verlassen. Sie nimmt eine wissenschaftliche Perspektive ein, sieht jetzt, was sie vorher nicht sah, und fragt sich unwillkürlich, welche Form der Beratung bei diesen Frauen angemessen wäre. Sie erinnert sich an zahllose Situationen, wo sie solche Frauen nach Kräften unterstützt, Härtefall-Anträge geschrieben oder Bestimmungen geprüft hat. Hätte diesen Menschen nicht viel eher ein Feedback über ihr Äußeres genützt, ein gemeinsamer, wohlwollender Blick in den Spiegel? Wie wä-

re es, wenn sie ehrlich formulierte, welchen Eindruck der Zustand der Zähne hinterlässt? Wie lässt sich – auf gleicher Augenhöhe und auf konstruktive Weise – über Arbeitslosigkeit, Ausgrenzung und Armut reden, so dass dies dann tatsächlich Teilhabe fördert?

Was sich hier schon im Gespräch mit den Betroffenen an konfliktreichem Nebeneinander der Deutungsmuster zeigt, wiederholt sich im Lauf der Studie auch auf der Ebene der Auswertung. Wo die beschriebenen Eindrücke der Interviewerinnen, in Protokollen und Notizen festgehalten, von anderen gelesen werden, die aus ihrer Perspektive die Ergebnisse kommentieren, führt das unmittelbar zu Kontroversen: Das wissenschaftliche Herangehen und ungenügende praktische Erfahrungen im Umgang mit den Armen führe unweigerlich zu einem geringen Verständnis für die Betroffenen, heißt es von der einen Seite. So ließe sich Armut nicht überwinden, wenn schon während der empirischen Phase der Beobachtung etliche Vorurteile und Distanzgefühle vermerkt werden. Genau darin bestehe jedoch die Ausgrenzung, die es zu bekämpfen gelte, sagen die anderen: Wenn eine Bestandsaufnahme ausblende, welche typischen, ausgrenzenden Dynamiken am Werk sind, bei den sozial Interessierten ebenso wie in der breiten Bevölkerung, wie könne dann sinnvoll nach Wegen zu mehr Teilhabe gesucht werden?

Hier wird deutlich, wie die Frage nach einer gerechten Teilhabe tatsächlich hohe Anforderungen stellt – an die, die helfen wollen, ebenso wie an die, denen es besser gehen soll. In einem sozialen System, in dem es die einen und die anderen gibt, und in dem die einen für die anderen die Regeln formulieren und die Möglichkeiten eröffnen, ist ein Miteinander auf gleicher Augenhöhe schwer möglich. Und doch ist eine gerechte Teilhabe kaum möglich ohne eine gewisse Gleichheit der Einflussmöglichkeiten auf die Definition gemeinsamer Ziele und Werte.

3.3 EIN WORKSHOP UND DER VERSUCH, ÖFFENTLICH ÜBER ARMUT ZU REDEN

Dreißig Fachleute aus Sozial- und Bildungsarbeit, Kirchengemeinden, Diakonie und verschiedenen Initiativen trafen sich im Frühjahr 2007 in Wilhelmsburg, um einen halben Tag lang Ergebnisse der Studie zu diskutieren und anschließend spezielle Probleme der Ausgrenzung zu diskutieren. Das Thema „Arbeit“ war eines der Zentren der Debatte, weil es von starken Ambivalen-